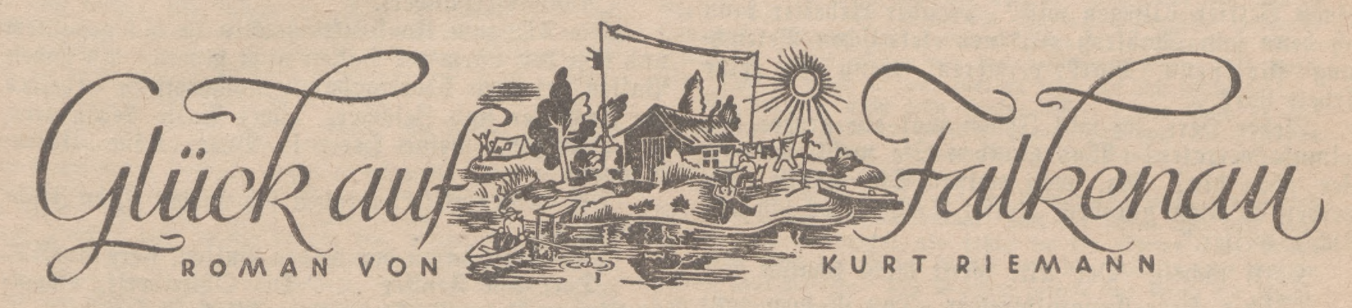
6. September 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 204

In freier Stunde



(14. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

Aber das allein ist's nicht, woran Thormeyer in dieser Stunde denkt. Gott, ob die „unsichtbare Meute“ — wie er die Aktionäre immer in unumschränkter Verachtung zu nennen pflegt — ein Prozent Dividende mehr oder weniger erhält . . . was macht das ihm aus! Für ihn persönlich hat Geld nur insoweit einen Wert, als man damit neue Hallen bauen, neue Maschinen herstellen, neue Menschenmassen zur Arbeit führen kann. Geld als Macht? . . . Gott, das ist ihm so gleichgültig! Seine Macht: Das ist sein Verstand, seine Arbeitskraft, sein tierhafter Instinkt für neue Ausbaumöglichkeiten und für ein Geschäft. Damit hat er's vom Elektro-Dipl.-Ing. zum Generaldirektor gebracht!

Halle 7 und 8! Seine Sorgenkinder! Wird es ihm gelingen, viertausend Menschen den Arbeitsplatz zu erhalten? Alles hängt jetzt davon ab, daß der neue Motor hält, was er verspricht. Und daß er fertig ist . . .

Herrgott, wo bleibt denn dieser Korff?! . . . Der Mann ist ihm zwar sehr empfohlen, einer der größten Aktionäre ist sein Beschützer und behauptet, daß er ein Meisterkonstrukteur sei. Aber Thormeyer h[illegible] eine komische Nase: Sie sagt ihm beim ersten Zusammentreffen, was mit einem Menschen los ist. Korff geht für sein Gefühl zu langsam, redet zu große Töne und überhaupt . . . na, aber Antipathie hat in der Arbeit keinen Platz. Schließlich ist der Mann sein Chefkonstrukteur für die Benzinmotoren. Er muß sich auf ihn verlassen, von Benzinmotoren versteht Stephan, sein Fahrer, mehr als der Herr Generaldirektor.

„Herr Doktor Korff!“

„Soll 'reinkommen!“

Mein Gott, wie sieht der Mann aus! denkt Thormeyer unwillkürlich, als Korff eintritt. Wie aus dem Ei gepellt! Dabei soll er Motoren bauen. Und blaß! Wer weiß, wo er seine Nächte verbringt . . .

Er begrüßt ihn kurz, aber höflich.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Korff. Die Sache dauert etwas länger. Also, wie weit sind Sie mit Ihrem Motor? Wann läuft er auf dem Prüfstand?“

Korff setzt sich behutsam, zieht die scharfe Bügelfalte seiner Beinkleider zurecht und räuspert sich umständlich. Er weiß, daß er wichtig ist.

„Verehrter Herr Generaldirektor,“ beginnt er, „als wir damals den Plan faßten . . .“

Aergerlich unterbricht ihn Thormeyer:

„Menschenskind, ich sitze auf Kohlen, und Sie wollen mir den Werdegang meiner Betriebe schildern! Ist der Motor fertig oder nicht? Sagen Sie ja oder nein!“

„Nein, nicht ganz!“

Korff ist peinlich berührt. So gerade heraus läßt er sich nicht gern fragen. Aber Thormeyer ist auch nicht in der Stimmung, höfliche Unterhaltung zu betreiben.

„Ja, was soll denn das heißen? Ich erwarte von Ihnen Ergebnisse . . . und Sie sagen ganz kalt „Nein!“ — Korff, wissen Sie, was auf dem Spiel für uns steht? Wissen Sie, welche Auswirkungen ich von Ihrem Motor erwarte? Ich muß die Konkurrenz in der Tschechei an die Wand drücken! Wir haben für den Winter Lieferungsmöglichkeiten, die den ganzen Betrieb, Ihren Betrieb, Herr Korff, über Wasser halten. Fäden laufen nach Uebersee wie auch ans Mittelmeer. Jetzt peitscht mich in Hamburg eine Nachricht unseres Balkankorrespondenten auf, daß die Tschechen uns scheinbar um eine Nasenlänge voraus sind. Herr Korff, die Tschechen haben ihren neuen Motor fast fertig! Ein Motor, der angeblich gut fünfzehn Prozent weniger Benzin schluckt, als der zur Zeit übliche Durchschnitt. Der Mann, der mir das berichtet, ist durchaus zuverlässig. Ich verstehe von Explosionsmotoren nicht so viel wie Sie, bin bloß ein Strippenzieher. Aber das begreift ein Blinder mit dem Krückstock, daß wir unsere Bude hier schließen können, wenn wir nichts Ebenbürtiges . . . nein! Besseres auf den Markt werfen. Von den viertausend Leuten in den Hallen da drüben können zum Herbst fünfzehnhundert ihre Papiere holen, wenn wir der Konkurrenz nicht zuvorkommen! Wissen Sie, was das bedeutet für die Leute? Arbeitslos?“

Korff zuckt die Achseln.

„Das wäre bedauerlich. Gott . . . aber schließlich ist ja der Bestand der Amag nicht von fünfzehnhundert Arbeitern abhängig!“

„Aber die fünfzehnhundert sind es von uns!“

Wütend wirft Thormeyer ihm die Antwort ins Gesicht. Dieser lackierte Affe! Für ihn ist das ein Achselzucken, für die da unten aber . . .

„Haben Sie Kinder, Herr Korff?“

Erstaunt sieht der so Gefragte seinen Chef an. Kinder? Wie kommt der Alte darauf?"

„Nein. Ich bin unverheiratet," gibt er befremdet und ein wenig hochmütig zur Antwort.

„Also, dann behalten Sie gefälligst solche Randbemerkungen wie vorhin für sich, verehrter Herr. Wozu ist denn diese Kiste hier eigentlich da?"

Thormeyer fährt mit den Armen in der Luft herum.

„He? Glauben Sie etwa bloß für die dämlichen Maschinen? Welcher Idiot von Handwerker oder Fabrikant kauft denn einen Motor von uns, wenn er seinen Betrieb stillegen will? Welcher Arbeiter kann sich denn sein Stahlroß mit 'ner elektrischen Beleuchtung für neun Mark verzieren, wenn er keine Arbeit hat?

Lieber Herr, ich will Ihnen mal ein großes Geheimnis verraten! Was glauben Sie wohl, was ich hier oben bin? Na, was meinen Sie wohl? Sie werden es nicht glauben, Korff: Treuhänder bin ich! Nichts weiter."

Korff lächelt. Der Alte wirkt leicht komisch.

„Sicher, Herr Generaldirektor. Das ist doch ganz selbstverständlich. Treuhänder der Aktionäre der Amag."

„Nein," brüllt Thormeyer. „Für die da unten!! Daß die alle zu essen haben, die da und ihre Frauen und Kinder! Ob ich zu Mittag esse, ist mir egal! Ob's Gans gibt oder Kartoffelsuppe erst recht. Ich frage den Dreck danach. Aber die da unten haben Kinder, werter Herr, und wenn die hungern müssen, dann bin ich dran schuld. Jawohl, ich und kein anderer. Dann hab ich meine Pflicht nicht getan. Ich nicht . . . aber Sie auch nicht. Und das will ich verhindern. Unter allen Umständen!"

Mit großen Schritten stakt Thormeyer durchs Zimmer. Nun hab' ich mich doch wieder aufgepumpt, denkt er, aber diesem sauberen, geschniegelten Herrn kann's nicht schaden!

„Für mich schufte ich hier nicht wie ein Affe!" fährt er fort. „Du lieber Gott! Wissen Sie, was ich persönlich pro Tag brauche? Rund dreifünfzig einschließlich ein hiesiges Helles abends bei Aschinger. Ich könnte in meinem Alter längst bei meiner Schwester in Blankenese sitzen und mir die Sonne auf den Bauch scheinen lassen. Aber ich bin verantwortlich für meine Arbeiter. Und solange keiner da ist, der das besser macht, bleibe ich eben da. So. Und nun mal los! Zeigen Sie mir an Ort und Stelle, was bis jetzt geschehen ist."

Thormeyer läuft vorneweg. Herrgott! . . . Dieser Korff macht ihn wütend durch seinen bloßen Anblick. Er kann das spöttische Gesicht dieses Menschen nicht ohne Not ertragen. Er läuft voraus, nur um nicht mehr reden zu müssen oder ihn reden zu hören. Er läuft spornstreichs über den Werkhof, kümmert sich nicht um die Warnsignale der elektrischen Transportbahn, sieht nicht die Grüße der Angestellten, die ihm verdutzt nachsehen, die Arbeiter kennen ihn gar nicht, er läuft geradewegs auf Halle 7 zu.

Der tobende Lärm der Maschinen umfängt ihn. Die Transmissionen schwirren. Gigantische Maschinen arbeiten da, die Zylinder bohren, Zahnräder fertigen, die aus unförmigen Gußstücken sinnvolle Motorenteile in Sekunden herstellen. Das alles durchläuft er eilends, Korff immer hinter ihm her. Hier nimmt niemand weiter von ihm Kenntnis. Der unerbittliche, gleichmäßige Lauf des Transportbandes zwingt Auge und Hand des Arbeiters zu gespanntester Aufmerksamkeit. Jedes Aufsehen kann ein Werkstück verderben, jedes verdorbene Werkstück ist ein Teil des Lohnes. Der Betrieb ist hart und unerbittlich.

Die Konstruktionsbüros nud die Prüfstände liegen am Nordende von Halle 8. Thormeyer muß also durch beide Hallen. Es entgeht ihm dabei nicht, daß besonders in Halle 8 nur ein Teil der Maschinen arbeitet, nur ein Teil der Arbeitsplätze besetzt ist. Er weiß es zwar schon aus den statistischen Angaben, aber wie er's nun in Wirklichkeit sieht, gibt's ihm doch wieder einen Stich.

„Wieviel Mann können da noch eingesetzt werden?"

„Rund vierhundert."

Die Tür zum Konstruktionsbüro ist dick gepolstert und läßt den Lärm der Hallen nicht hinein. An hohen Pulten, riesigen übertragbaren Reißbrettern arbeiten die Techniker und Zeichner. Zwei Pulte stehen leer.

„Morgen, meine Herren! Bitte, keine Unterbrechung."

Die weißen Kittel wenden sich wieder ihren Zeichnungen zu.

„Wer fehlt da an den beiden Pulten, Herr Korff?"

„Dort am Fenster . . . Dr. Ohlendorff, augenblicklich in Urlaub. Der andere Platz ist frei."

„Frei? Ich denke, hier war's zu enge? Sie haben doch mitgeteilt, für Sie wäre kein Platz mehr, Sie müßten ein eigenes Büro haben?"

„Herr Hambacher, der hier arbeitete, ist tot."

Da dreht sich der kleine Welten um, der neben Hambachers leerem Platz steht, und meint: „Er hat sich das Leben genommen, nachdem ihn Herr Korff entlassen hatte. Hambacher war der Fähigste von uns, Herr Generaldirektor."

„Danke. — Sie heißen?"

„Welten."

„Kommen Sie in einer Stunde in mein Büro. Jetzt bitte Ihre Ausführungen, Herr Dr. Korff!"

Korff geht voran in sein Büro, das, angebaut an Halle 8, einen sehr gemütlichen Plauderraum und ein Arbeitszimmer umfaßt.

„Warum haben Sie den Hambacher entlassen?" fragt Thormeyer ohne Umschweife.

„Er hatte Pläne in seinem Schrank, die in den Tresor gehörten."

„Kann er nicht an einer Sache gearbeitet haben, die er erst spruchreif haben wollte, ehe er sie bekanntgab? — Na . . . aber das ist ja nicht so wichtig! Jetzt kommen Sie erst mal zu Worte. Also, was ist fertig?"

„Der Motor bis auf den Vergaser. Meine Konstruktion — ich darf mir schmeicheln, daß sie epochemachend sein wird — geht von einem neuen Prinzip der Vergasung aus. Wollen Sie bitte die Zeichnung hier einsehen? Dieses Prinzip gestattet nicht nur theoretisch, sondern auch in der Praxis restlose Ausnutzung der im Brennstoff enthaltenen Energie. Ich habe also einen Motor normalen Hubraumes — es sind zwei Liter, Herr Generaldirektor — konstruiert, der imstande ist, jede Konkurrenz seiner Klasse bedingungslos zu schlagen. Das elektolytisch veredelte Leichtmetall unserer Tochterwerke in Rheinhausen ist ein vorzüglicher Baustoff. Der Motor wird zunächst für Probefahrten in ein Rennboot eingebaut werden. Gleichzeitig ist die Ausführung für den internationalen Preis auf dem Nürburg-Ring in Auftrag gegeben."

„Und die Motoren sind fertig?"

„Jawohl. Nur der Vergaser bereitet mir in seinen letzten Verfeinerungen noch Schwierigkeiten. Auch an der Zündanlage ist noch einiges verbesserungsbedürftig. Die Zusammenhänge dürften auch Ihnen als Nichtfachmann, Herr Generaldirektor, geläufig sein."

(Fortsetzung folgt.)

Der Hausverkauf

Eine Erzählung aus dem Zipser Lande

von Herbert Reinhold

Es war noch dunkel, als Nepomuk sein Haus verließ. Er versperrte umständlich die Tür, prüfte die verschlossenen Fensterladen und stapfte dann durch tiefen Schnee die Straße nach dem Dorf hinauf. Der Weg war beschwerlich, denn der Schnee war naß, aber nicht das war es, was ihn öfter haltmachen ließ. Nepomuk war ein alter Mann, und das Gehen strengte ihn an. Er seufzte und stöhnte beim Stapfen, aber mehr noch seufzte und stöhnte er, wenn er stehen blieb und zurückschauend nach seinem Hause blickte. Dabei wischte er sich über die Augen, als habe er einen Schleier wegzubringen. Er murmelte auch, und er schüttelte mehrmals den Kopf. Immer aber reckte er sich auf und stapfte weiter.

Nepomuk ging einen harten Gang. Er wollte ungesehen nach der fernen Kreisstadt hinüber, zum Banus im Kreishaus. Einen besprochenen Vertrag wollte er festmachen, von dem niemand im Dorf etwas wissen durfte, ehe er nicht perfekt war. Sein Haus, das ihm sechzig Jahre seines Lebens hindurch Heimat gewesen war, wollte er um eine kleine, für ihn aber bedeutende Summe an einen slowakischen Siedler verkaufen. Die im Dorf, die samt und sonders Zipser Deutsche waren, wußten von seinem Plan, den sie nicht guthießen. „Das Dorf ist durch und durch deutsch geblieben über Jahrhunderte. Nie hat einer, der wegwollte, sein Haus einem Slowaken oder Ungar überlassen."

So hatten ihm die Dörfler gesagt, und dabei nicht verschwiegen, daß sie ihn, der solange in ihrer Mitte gelebt hat, nicht verstehen könnten, wenn er seinen Kopf durchsetzte und doch an seinen Mann verkaufte. Ja, sie hatten ihm sogar vorgeschlagen, sein Haus, das er auf alle Fälle verlassen wollte, durch die Gemeinde verpachten zu lassen an gute Leute, bis sich ein deutscher Käufer meldet. Er aber hatte zu all dem geschwiegen und hatte heimlich weiterverhandelt. Der slowakische Käufer war seinen Forderungen entgegengekommen, heute nun sollte der Kaufvertrag vor dem zuständigen Banus abgeschlossen werden.

Nepomuk stapfte durch das schlafende Dorf. Er sah im aufkommenden Dämmer rechts und links die stattlichen Gehöfte liegen, er sah das Gemeindehaus, die Schule und die Schenke. Und er sah über die vertrauten Gebäude hinweg in sein gelebtes Leben. Seine Jugend, die er zum größten und wichtigsten Teil im Schulhaus verlebt hatte, erstand ihm ebenso wie sein Mannesalter, da er nach langer Wanderung durch die Fremde heimgekehrt, über manches Jahr vom Gemeindehaus aus die Geschicke des Dorfes hatte lenken helfen.

Nepomuk blieb wieder und wieder stehen, seine Füße wollten wohl vorwärts, aber sein Innerstes sträubte sich gegen jeden Schritt. Die Kreisstadt, die fern lag, war ihm plötzlich über hunderte Kilometer weit, der Banus wurde ihm ein allzu strenger Herr und der Käufer, ein gewichster Slawiner. Nepomuk schämte sich seines Vorhabens, aber noch gestand er es sich nicht ein.

Er war zeitlebens ein Dickkopf gewesen, ein Hartschädel, der auch gegen sich selbst nicht nachgab, und sei es zehnmal wider besseres Wissen. Er war seit Monaten verärgert, ein Kleines hatte ihm das Dorf verleidet. Ein Kleines? Nun ja, er hatte sich mit dem Nachbar überworfen, um nebensächlicher Dinge willen. Er war im Unrecht, das wußte er, aber er glaubte nicht nachgeben und einlenken zu können. Er schämte sich deswegen, gewiß, und gerade darum wollte er sein Haus veräußern und das Dorf verlassen.

Seine Gründe waren nichtig, aber was tut das, wenn ein übereilt gefaßter Plan zur fixen Idee geworden ist? Das Haus wird verkauft, das Dorf, das arm ist, kann es nicht erwerben, der Slowake zahlt mir, was ich verlange, und damit basta! So hatte Nepomuk gestern vorm Einschlafen zu sich gesprochen.

Im Traum sah er sich wandern schon mit einem Bündel Hundertkronenscheine in der Tasche. Er sah sich sorglos leben bis ins höchste Alter hinein. Der Traum hatte ihn beglückt — denn mehr oder weniger veranlaßte ihn doch die Sorge um sein Alter zum Hausverkauf —, aber auch wiederum beunruhigt. Er hatte von einem sorgenfreien Alter geträumt, doch das Wo dieser kommenden schönen Zeit war ihm nicht offenbart worden.

Weiß Gott! wenn dieser Weg nach der Kreisstadt nicht so fest in seinem Plan gestanden hätte, er wäre nicht einen Schritt vors Haus gegangen.

Nepomuk, zum wievielten Male stehen geblieben, weinte plötzlich. Er ließ den Tränen freien Lauf, er sehnte einen verstehenden Menschen herbei, mit dem er sich ordentlich aussprechen könnte.

Niemand kam. Zwar erhellten sich die Stuben in den Häusern, Fensterladen wurden aufgeklappt, aber auf der Straße hatte noch keiner zu tun. Nepomuk raffte sich zusammen und folgte langsam der Straße, die immer noch bergauf führte. Das Dorf, eingeduckt zwischen zwei Hügelketten, verlor sich, die Straße wuchs ins Land. Pappeln standen beiderseits, nur ganz zuoberst auf der Höhe war ein runder Platz, umsäumt von steinernen Bänken. Dorthin wanderte Nepomuk. Schwer ließ er sich auf eine der verschneiten Bänke nieder, er spürte nichts von der beißenden Kälte, die durch seine Kleider kroch, er war viel zu sehr mit sich beschäftigt.

Merkwürdig, nicht sein Haus, dessen neues Dach er tief unten aus den anderen mühelos herausfand, zog ihn in seinen Bann, das Dorf war es, das ihn Kälte, Schnee und gestecktes Vorhaben vergessen machte.

Nepomuk hockte lange auf der steinernen Bank. Er erlebte das Tagwerden seltsam bewußt: noch nie schien ihm das Dorf schöner und vertrauter als jetzt, da die Sonne ihre ersten Strahlen über die Hügel schickte und die Gehöfte und Hütten golden überschüttete. Der Morgen lüftete das Grau der Nacht, daß rein und weiß das Land seines Lebens, das Zipser Land, vor ihm lag. Unten sah er Menschen eilen, die er sofort erkannte an Bewegungen, die nur ein Vertrauter weiß.

Namen flüsterte er vor sich hin, und sein Flüstern war wie Abschied nehmen und Wiedersehen zugleich, denn noch war sich Nepomuk nicht im reinen.

Noch wollte er nach der Kreisstadt, aber schon kämpfte er offen mit sich, ob es wohl besser und gescheiter sei, dazubleiben, wo er ein ganzes Leben gelebt hatte, wo er Vertrauen geben und Vertrauen nehmen durfte, wo er . . . Nepomuk sann und sann und schlief darüber ein. —

Das Schicksal wollte es, daß Wenzel, Sohn des Nachbarn, in aller Frühe nach dem Rundplatz auf dem Berge eilte, eine Peitsche, die er tags zuvor dort verloren, zu suchen. Der kleine Wenzel fand den schlafenden Nepomuk, aber er wagte lange nicht, den Schläfer, den er fürchtete seit dem Zank mit dem Vater, zu wecken. Weil er aber ein heller Kopf war, getraute er sich schließlich doch.

Er rüttelte Nepomuk wach und sagte, als der ihn erschrocken anblinzelte: „Onkel, du mußt heim! Du erfrierst!"

Nepomuk waren diese Worte kindlichen Besorgtseins wie aus einer anderen Welt gesprochen. Ihn beutelte der Frost, denn er hatte eine ganze Weile schlafend gesessen. Die Glieder waren ihm steif, er konnte sich nicht zurechtfinden, er blinzelte nur und blinzelte, bis er die Wirklichkeit erfaßt hatte. Der kleine Wenzel stand vor ihm!

„Onkel, du mußt heim! Komm!" Und Wenzel faßte ihn mutig bei der Hand. Die Kinderhand war liebevoll zart und warm, und eine heiße Welle durchflutete Nepomuk, daß er vor Rührung nicht sprechen konnte. Sieh da, ein Kind, das Kind seines Nachbarn und Feindes, das Kind des Mannes, um dessentwillen er hauptsächlich sein Haus und das Dorf aufgeben wollte — oder möchte? —, mußte ihn vorm Erfrieren behüten. Mußte ihm . . .

Nepomuk reckte sich hoch, er sagte kein Wort, er drückte nur die Kinderhand, die sich ihm scheu und doch willig überließ. Selbstverständlich oder nicht: Nepomuk folgte der Führung des Kleinen, Hand in Hand stapften sie die Straße nach dem Dorf zurück.

Zeitschriften

Achtzig Jahre Westermanns Monatshefte!

Als der Braunschweiger Verlagsbuchhändler, George Westermann, 1856 „Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte" ins Leben rief, stellte er sich und der Zeitschrift die Aufgabe, „den Mangel eines größeren Zentralorgans für die nach Volkstümlichkeit ringende Bildung" zu beseitigen, „die Wissenschaft lebendig zu machen und sie ins Leben zu tragen" und „den Gegensatz zwischen künstlicher und volkstümlicher Bildung auszugleichen". Diese Idee, die George Westermann unter der Parole „mit meiner Zeit, aber zugleich über meine Zeit hinaus und empor" zu verwirklichen begann, gab den „Monatsheften", wie die Zeitschrift bald allgemein genannt wurde, einen starken, wenn auch zunächst zögernden Auftrieb.

Die Zeitschrift, die George Westermann nach dem Vorbilde der amerikanischen Monatsschrift „Harper's Monthly" gegründet hatte, verband sich mit den wertvollsten Geistern ihrer

Zeit. Der spröde und damals in seiner Bedeutung noch heiß umstrittene Friedrich Hebbel lieferte ihr zwei Reihen von Epigrammen und das Fragment „Die Werbung" aus seinen „Nibelungen". Von Wilhelm Raabe, der zeit seines Lebens einer der eifrigsten Mitarbeiter von Westermanns Monatsheften war, erschienen insgesamt 31 Werke. Im Oktoberheft 1857 ist bereits Joseph Victor Scheffel mit seiner Novelle „Hugideo" vertreten. Theodor Storm verdankten die Monatshefte 15 Novellen, darunter „Von jenseits des Meeres" und „Zur Chronik von Grieshuus". Paul Heyse, dessen Mitarbeit 1861 begann, steuerte 21 Romane und Novellen bei. Mit und nach ihnen erscheinen Raabes Freund Wilhelm Jensen, der Märchendichter H. C. Andersen, Hoffmann von Fallersleben, Theodor Fontane, Emanuel Geibel, Peter Rosegger, Richard Voß, Ernst von Wildenbruch, Klaus Groth und viele andere. Von den Männern der Wissenschaft glänzen vor allem die Gelehrten, die König Maximilian von Bayern in München versammelt hatte, die „Tafelrunde des Königs. Neben der Belletristik, der Naturwissenschaft, der Kunst und Literatur werden sogenannte „Korrespondenzen" gepflegt, die nicht nur aus deutschen Städten, sondern auch aus Wien, Bozen, Pest, Bern, Paris, New York, ja sogar aus Hongkong Wissenswertes und „Bildendes" berichten.

Ständig haben die Monatshefte sich verjüngt aus der Zeit, deren Ausdruck und zugleich Zukunftswille sie waren. Das Bekenntnis zum Deutschtum als Idee und Verpflichtung war ihnen immer ein neues Gebot, die Kräfte der Gegenwart in sich zu sammeln, zu gestalten und der Zukunft entgegenzuführen. Jedesmal trat aus der Zeitenwende ein neuer Mann hervor, sobald die ältere Hand, die die Zeitschrift geführt hatte, zu erlahmen drohte. Auch nach der jüngsten Wende haben sich Westermanns Monatshefte nicht dazu verleiten lassen, in der Vergangenheit, die hinter ihnen erfüllt war, zu verharren und sich auf Lorbeeren reicher Tradition zu betten. Statt eines auskömmlichen Altenteils, auf das sich manche andere ihr einst verwandte „bürgerliche Familien- und Unterhaltungszeitschrift" zurückzog, hat sie einen vorderen Platz im neuen Dienstturm der Zeit gesucht und gewonnen. Ja, unter dem Zustrom Tausender neuer Leser haben sich Westermanns Monatshefte als die älteste aller deutschen Monatshefte unerwartet schnell in einen größer denn je bemessenen Aufgabenkreis gefunden, den noch weiter über die deutschen Grenzen hinauszuziehen der „Deutsche Ueberſee-Preis" ausgeschrieben worden ist, dessen Bedingungen im ersten Heft des 80. Jahrgangs, dem soeben erschienenen Septemberheft, veröffentlicht werden.

Der Schuß aus der Pfeife

Erlebnis auf der Insel.

Von Cornelius Schmidt.

An einem zauberhaft schönen Sommermorgen stand ich vor dem alten Friesenhaus auf der einsamen Nordseeinsel, in dem wohl zwanzig Generationen meiner Vorfahren so gelebt hatten wie ich in jenen Tagen. Wenn die Sonne aufging, nahmen wir unsere leichte Segeljolle, um zum Fischen zu fahren. Wir kamen mit der Flut zurück, müde und ausgedörrt von salziger Seeluft und blendender Sonne. Am Abend holten wir die Kuh und die Schafe zum Melken nach Hause. Oder wir liefen den ganzen Tag durch die endlose Heide, pflückten Bickbeeren und Kronsbeeren, oder wir wanderten am Rande der zehn Kilometer weiten Watten entlang, suchten Bambusrohre, schöne Holzplanken und was das Meer von den Tributen seiner Stürme uns sonst noch geben wollte.

Der alte Onkel, berühmter Segelschiffskapitän, der jahrelang den Rekord der schnellsten Segelschiffsreisen westwärts um Kap Horn hielt und zäh war wie ein Seehundsfell, hatte uns in eine harte Schule genommen, bis wir Jungens allein in der Lister Tief Makreelen angeln durften.

An jenem Morgen war mein Freund Peter zum Strand vorausgegangen, um das Boot, das weit draußen lag, damit es nicht vorzeitig bei Ebbe auf Grund geriet, näher ans Ufer zu holen und klarzumachen. Ich stand noch einen Augenblick vor dem Hause. Die Schubkarre war vollgepackt mit Lebensmitteln für die Tagesreise, Kaffee in der Wärmeflasche, Netz und Säcke für die Fische, die wir fangen wollten. Garn für alle Fälle und Zwecke, warme Kleidung, Oelzeug und was man sonst noch braucht in einem schnellen, empfindlichen Boot. Der Blick schweifte von dem hochgelegenen Haus über saftige Wiesen, auf denen die Kühe kauend lagen, über taublitzendes Gras zum Burgberg, dem einstigen Hort eines Seeräubers, hin zum blauschimmernden Meer. Ich war gefangen von der Stimmung dieses Morgens, während ich mir eine Pfeife anbrannte und die Karre durch die schmale Dünenkette zum Ufer schob. Am liebsten hätte ich laut gesungen. Die Luft war jetzt eben nach Sonnenaufgang voll unbeschreiblicher Frische, die Lerchen jubilierten, und es zirpte in den Gräsern.

Plötzlich gab es einen lauten Knall. Es blitzte und zischte vor meinen Augen, die Pfeife flog mir aus dem Mund, und als ich mich wiederfand, lag ich im taufrischen Dünengras. Ich schrie sofort: „Peter, bist du verrückt geworden? Laß diesen Unsinn!" Ich glaubte im ersten Augenblick, der Freund hätte mir die Pfeife aus dem Mund geschossen. Aber niemand antwortete. Ich lief mit einiger Selbstüberwindung nach beiden Seiten über Höhen und Täler der Dünen und suchte nach dem Menschen, der nach mir geschossen hatte. Es war nichts zu sehen.

Einen Augenblick setzte ich mich nieder, und da nichts weiter geschah, stopfte ich mir eine neue Pfeife. Dann schob ich meine Karre weiter. Ich war vielleicht hundert Schritte gegangen, als es wieder einen ungeheuren Knall gab. Wieder spürte ich ein Zischen und Blitzen vor meinen Augen, abermals wurde mir die Pfeife mit Gewalt aus dem Mund gerissen.

Lange lag ich in panischer Angst am Boden. Ich konnte mir nicht erklären, wer auf mich schießen sollte. Mein Freund aus Uebermut? Das war ja unvorstellbar. Ein Landstreicher? Die gab es nicht auf dieser den Fremden völlig verschlossenen Insel. Besinnungslos vor Angst, einer Angst, für die es keine Worte gibt, lag ich platt auf dem Boden. Schließlich schrie ich laut, horchte, schrie von neuem, aber nichts rührte sich. Blendend lag die Sonne auf den Dünen, es war märchenhaft still.

Schließlich raffte ich mich wieder auf, nahm von neuem die Karre und rannte zum Strande, so schnell mich meine Beine tragen wollten Weit draußen auf dem Meer sah ich meinen Freund. Ich lief durch das seichte Wasser, um ihm so schnell wie möglich nahe zu kommen. In fliegender Hast erzählte ich, daß jemand auf mich geschossen hätte.

Der Freund jedoch lachte nur ungläubig, bis ich beinahe selbst glaubte, daß ich im Wachen geträumt hätte. Wir nahmen unsere Sachen an Bord, holten den Anker auf, nahmen die Schotten dicht und segelten los. Bei einer leichten, frischen Morgenbrise und blauem, zartgekräuseltem Meer liefen wir bald flotte Fahrt. Ich saß hoch zu luv am Ruder, hatte eine neue Pfeife gestopft und wollte gerade das Erlebnis in den Dünen nochmals genau erzählen. In diesem Augenblick knallte es zum drittenmal, es blitzte und zischte vor den Augen, und ich wäre über Bord gefallen, wenn nicht zwei feste Hände nach mir gegriffen hätten.

Im Bruchteil einer Sekunde wußte ich des Rätsels Lösung. Ich hatte die Pfeife während des Knalls in der Hand gehabt und die heftige Erschütterung gespürt. Es mußte Pulver im Tabak gewesen sein. Schnell untersuchte ich die Tasche, in die ich am Morgen Tabak aus dem großen Paket geschüttet hatte. Dazwischen entdeckte ich eine Handvoll Patronen kleinsten Kalibers. Wir pflegten mit Pistolen nach wilden Enten und anderem Getier zu schießen. Beim Stopfen war jedesmal eine oder zwei Patronen mit dem Tabak in die Pfeife gekommen und nach einiger Zeit durch die Hitze explodiert, so daß mir die Pfeife mit lautem Knall aus dem Munde flog.

Die Lerche singt länger als ein Opernsänger.

Erstaunlich ist es, daß eine Lerche viel länger singen kann als der lungenkräftigste Mensch. Sie vermag nämlich hoch oben in der Luft, so daß sie kaum noch zu sehen ist, bis über zwanig Minuten ohne Atmungspause ununterbrochen zu singen, wogegen es der ausdrauerndste Sänger höchstens bis auf neun Minuten ohne Atmungspause bringt. Wollte er aber mit der Lerche in bezug auf die Dauer des Gesanges bis aufs äußerste wetteifern, so wäre das sein Tod.